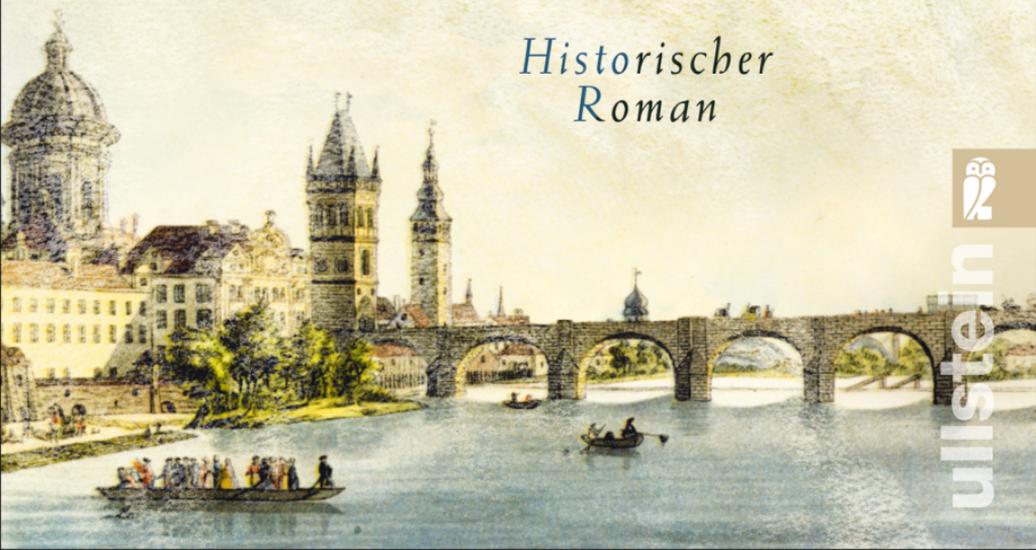




Wolf Hector

DIE BRÜCKE DER EWIGKEIT

*Historischer
Roman*



ulstein

Prag um 1400



Wolf Hector

DIE
BRÜCKE
DER
EWIGKEIT

Historischer Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Dezember 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: Lebrecht Music Arts / Bridgeman Images
(Bückenmotiv); © Brooklyn Museum of Art / Bridgeman Images
(Schmuckelemente); © FinePic®, München (Hintergrund)

Karte: © Peter Palm

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus.com

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06407-9

Für Judith Mandt

Keine Ebene, auf die nicht ein Abhang folgt,
kein Hingang, auf den nicht die Wiederkehr folgt.
Ohne Makel, wer beharrlich bleibt in Gefahr.
Beklage dich nicht über diese Wahrheit,
genieße das Glück, das du noch hast.

I Ging, Das Buch der Wandlungen

Personen

Historische Figuren sind mit einem Sternchen markiert.

Ein Glossar befindet sich am Schluss des Buches

Jan Otlin* Steinmetz und Baumeister

Mathias von Nürnberg Maler

Maria-Magdalena seine Tochter

Peter Parler* Steinmetz und Baumeister

Gertrud* »Druda«, seine Frau

Agnes von Bur* Edelfrau

Rudolph von Straßburg »Rudo«, Steinmetz und Baumeister

Ricarda Scorpio Astrologin, Heilerin und Frauenwirtin

Eva eine ihrer Frauen

Rübelrap ihr Sekretär, Kutscher und Beichtvater

Karl IV.* Kaiser, Taufname: Wenzel

Gallus von Strahov* Arzt, Astronom und Karls Hofastrologe

Militsch von Kremsier* Priester und Prediger

Laurenz alter Waffenknecht

Giselher von Stettin kaiserlicher Ritter

Marian von Zittau kaiserlicher Ritter

Sigismund sein Knappe

Ambrosius Priester

Meister Jakob Zimmermann

Friedrich sein Geselle

Zeittafel

- 1316** – Wenzel, der spätere Kaiser Karl IV., wird als Sohn des Königs Johann von Luxemburg und Elisabeth von Böhmen geboren.
- 1319** – Johann trennt den dreijährigen Wenzel von der Mutter und schickt ihn zur Erziehung an den französischen Königshof, wo man ihm den Namen Charles (Karl) gibt.
- 1341** – Der böhmische Landtag bestätigt Karl als Thronfolger.
- 1342** – Im Februar zerstört ein Jahrhunderthochwasser, die sogenannte Magdalenenflut, die Prager Judithbrücke.
- 1344** – Der Baumeister Matthias von Arras legt den Grundstein des Veitsdoms.
- 1347** – Karl wird in Prag zum römisch-deutschen König gewählt.
- 1348** – Tod der Königin Blanche von Valois, Karls erster Frau.
- 1348** – Gründung der Prager Neustadt und der Prager Universität.
- 1352** – Tod des Baumeisters Matthias von Arras.
- 1353** – Tod von Karls zweiter Frau Anna von der Pfalz.
- 1353** – Karl heiratet Anna von Schweidnitz.
- 1355** – Karl IV. wird in Rom zum Kaiser gekrönt.
- 1356** – Karl beruft den jungen Peter Parler aus Gmünd zum Dombaumeister.
- 1357** – 9. Juli: Grundsteinlegung für die neue steinerne Brücke über die Moldau.
- 1359** – Eine Hochwasserflut beschädigt den Brückenneubau.
- 1360/61** – Karls Hof auf Reisen im Reich.

1362 – Tod der Kaiserin Anna.

um 1363 – Militsch von Kremsier predigt in Prag und beginnt, als Reformator zu wirken.

1363 – Karls Vermählung mit Elisabeth von Pommern-Wolgast.

1367 – Eine Hochwasserflut beschädigt erneut den Brückenneubau.

1370 – Eine Hochwasserflut beschädigt zum dritten Mal den Brückenneubau.

1377 – Peter und Michael Parler beginnen, den Altstädter Brückenturm auszuschnücken.

1378 – Tod von Karl IV.

1380 – Zum ersten Mal überquert ein Fuhrwerk auf der noch unvollendeten »Steinernen Brücke« die Moldau.

um 1394 – Vollendung des Brückenturms.

1399 – Tod Peter Parlers am 13. Juli.

um 1405 – Vollendung der »Steinernen Brücke« über die Moldau; in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten entstehen die Skulpturen, die sie heute schmücken.

1870 – Die »Steinerne Brücke«, lange auch »Prager Brücke« genannt, erhält offiziell den Namen »Karlsbrücke«.

Das Ende



Königlicher Wald bei Prag, Karfreitag 1367

Im Morgengrauen weckte ihn das Geschrei des Kindes. Er legte es trocken, wickelte es in die letzte saubere Windel, die er noch fand, danach in eine Woldecke und zuletzt in ein Lammfell, denn es war kalt. Das Kind schrie die ganze Zeit, wollte sich weder durch gutes Zureden noch durch Grimassenschneiden trösten lassen. Tränen der Verzweiflung quollen ihm aus den Augen und tropften dem Säugling ins Gesicht.

Das Kind schrie, während er Feuer machte, es schrie, während er Brot und geräucherten Fisch mit Dünnbier herunterspülte, es schrie, während im Wald rings um die alte Köhlerhütte die Vögel zu singen begannen. Es schrie, bis er ihm den frisch mit honigsüßem Haferbrei gefüllten Lutschbeutel ins Mündchen stopfte. Endlich gab es Ruhe, riss die Augen auf und saugte gierig.

Er trat aus der Tür, wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und blinzelte ins erste Licht des neuen Morgens. So stand er eine Zeit lang, atmete schwer und lehnte im Türrahmen, denn Erschöpfung und Angst machten ihm die Knie weich; er meinte zu spüren, wie die Erde unter seinen Sohlen bebte. Sie bebte, als wollte sie bald ebenso zerbrechen, wie Glück und Zukunft ihm bereits zerbrochen waren.

Er lauschte dem Rauschen des Windes in den frühlinggrünen Wipfeln, lauschte den Vögeln, blinzelte zur Lichtung hinauf, wo der Pfad abzweigte, der zur Köhlerhütte herabführte. Im wechselnden Schattenspiel der vom Wind bewegten Eichbüsche dort oben glaubte er, schon die Umrisse der Reiter zu erkennen, auf die er so sehnsüchtig wartete. Doch erst für die zweite Stunde nach Sonnenaufgang hatte Meister Parlers Frau ihre Rückkehr angekündigt. Gleich nach der Karfreitagsmesse wollte sie aufbrechen, und eine Amme wollte sie mitbringen; beides hatte sie am Abend zuvor versprochen.

Später, während er Holz hackte, spuckte das Kind den Lutschbeutel aus und fing von Neuem an zu quäken. Er hinkte in die Hütte, tunkte das zerquetschte, ausgesaugte Ding in Wein und Honig und drückte es zurück in das hungernde Mäulchen. Eine Weile half das, sodass er Zorn und Verzweiflung wieder in die Holzscheite dreschen konnte, jedoch nicht lange. Bald schrie sein kleines Mädchen erneut und so durchdringend, dass er die Axt sofort in den Hackklotz hieb, zurück in die Hütte wankte und den untröstlichen Säugling vom Strohsack nahm.

Das schreiende Bündel an die Brust gedrückt und eine Melodie summend, trottete er zwischen Feuerstelle und offener Tür hin und her. Das Kind lief ganz rot an im Gesichtchen, so laut schrie es, da nützte kein Summen, kein Wiegen, kein Küssen. Die quäkende Stimme ging ihm durch und durch, und seine anfangs noch beruhigenden Weisen gerieten ihm allmählich zu verzweifelten Gebetsrufen.

Jedes Mal, bevor er an der offenen Tür kehrtmachte, spähte er sehnsüchtig zur Lichtung hinauf, doch kein lebendes Wesen zeigte sich dort oben, keine Reiterin, kein Pferd. Indessen flutete die Märzsonne den Wald mit dem Glanz des neuen Tages, und als sie sich schließlich auf der Lichtung hinter den Birkenwipfeln he-

raus in den Himmel schob, sah er, wie sich ihr Licht dort oben in Helmen und Lanzenspitzen brach.

Sie kamen! Endlich.

Ein Ritter in Harnisch und Wappenrock und sein Knappe bildeten die Vorhut. Auf dem Schild des Ritters und auf seinem langen blauen Waffenmantel prangte ein schneeweißer Schwan, an der Lanze des Knappen flatterte die Fahne des Prager Erzbischofs. Den beiden Frauen dahinter folgten fünf weitere Reiter. Er stutzte: Gleich fünf? Und prangte nicht das Wappen des Kaisers auf ihren Schilden, der schwarze Doppeladler? Er blinzelte der Schar entgegen, und während sie sich näherte, erkannte er, dass auf dem Schimmel an ihrem Ende ein Fremder ritt. Der trug einen langen schwarzen Mantel, und der Wind zerwühlte ihm den grauen Bart und das lange graue Haar.

Wer war dieser Mann, und was hatte er hier verloren?

Er wich in den Schatten des Türrahmens zurück, spähte voller Misstrauen aus der Deckung und drückte das schreiende Kind fester an sich. Dessen rotes Gesichtchen und seine um sich greifenden, wie nach Halt suchenden Händchen waren schweißnass.

Was um alles in der Welt sollte dieser Leichtsinn? Warum verriet sie sein Versteck an einen Fremden?

Er schielte in die Hütte hinein und zur Wand hin, an der sein Jagdbogen hing. Kämpfen? Flüchten? Doch der quäkende Säugling an seiner Brust trieb ihm solche Gedanken gleich wieder aus – wohin denn fliehen mit dem Schreihals? Außerdem war es sowieso zu spät, die beiden Reiter der Vorhut nämlich erreichten bereits die Rodung mit der Köhlerhütte und rissen an den Zügeln.

Da trieb die Frau des Meisters Parler ihr Pferd an, überholte Ritter und Fahnenträger und brachte ihr Tier erst kurz vor der Hütte zum Stehen.

Den plärrenden Säugling in den Armen bückte er sich aus der Tür und eilte ihr entgegen.

»Endlich!«, rief er. »Einen gesegneten Tag wünsche ich Euch, Frau Agnes.« Misstrauisch spähte er zu dem Schimmelreiter hin. »Wer ist dieser Fremde?«

»Bei der Heiligen Jungfrau, das Kind ist ja ganz außer sich vor Hunger!« Die zierliche Edelfrau stieg von ihrem Sattel, lief zu ihm und nahm ihm das quäkende Bündel ab. Das weiße Spitzentuch rutschte ihr vom Kopf auf die Schultern und enthüllte ihr goldblondes, zu einem Zopf geflochtenes Haar. »Ganz feucht und heiß ist es vor lauter Geschrei!« Voller Erbarmen beugte sie sich über den Säugling, stieß zärtliche Laute aus und schälte ihn aus dem Lammfell.

»Wer ist dieser Fremde?«, zischte er. »Warum bringt Ihr ihn zu unserem Versteck?«

»Sorgt Euch nicht, Meister Otlin«, sagte sie mit gesenkter Stimme. »Er ist der Letzte, der Euch verraten würde.« Sie drehte sich um und bedeutete der zweiten Frau mit hektischen Gesten, sich zu sputen. »Schnell doch! Das Würmchen verhungert uns noch!«

Die kaum Sechzehnjährige glitt aus ihrem Damensattel und öffnete bereits im Herbeieilen Mantel und Kleid. Die Edelfrau drückte ihr das plärrende Kind in die Arme, woraufhin die blutjunge Amme im Halbdunkeln der Hütte verschwand. Kurz darauf verstummte das durchdringende Säuglingsgeschrei.

»Danke, Frau Agnes!« Meister Otlin seufzte erleichtert. »Gott vergelte Euch Eure Treue.« Er zögerte, musterte sie beinahe ängstlich und schluckte unentwegt. Endlich wagte er, die Frage auszusprechen, die ihm auf dem Herzen brannte. »Habt Ihr mit meiner Frau reden können?«

Neben ihnen sprang eben der grauhaarige Fremde aus dem

Sattel, denn auch er hatte seinem Pferd die Sporen gegeben und die Waffenträger überholt. An der Edelfrau und Meister Otlin vorbei wollte der große, kräftig gebaute Mann hinter der Amme her in die Hütte laufen, doch Frau Agnes hielt ihn am Ärmel fest. »Bitte geduldet Euch, bis sie das Kind gestillt hat!«

»Lasst mich!« Der Graubart – er hatte die Augen eines alten Wolfes – streifte ihre Hand ab. »Ich muss doch meine Enkelin sehen!« Schon hastete er weiter und bückte sich in die Behausung hinein.

Meister Otlin erleichte. »Seine Enkelin?« Der erschrockene Blick des Erschöpften richtete sich auf die Edelfrau. »Dieser Fremde ist ...?« Fassungslos schüttelte er den Kopf. »Das kann nicht sein.«

»Oh doch!« Traurig und sehr ernst musterte sie ihn aus ihren großen hellblauen Augen. »Er ist der Vater Eurer Gattin und der Großvater Eures Kindes, Meister Otlin. Wie hätten wir ihm da den Wunsch abschlagen können, seine Enkeltochter in den Armen zu halten?«

Als könnte er es noch immer nicht glauben, schaute Meister Otlin zur Hüttentür hin. Der Großvater seines Kindes? Der Vater seiner geliebten Frau? In der Hütte hörte er die Amme singen und den Graubart flüstern. Betete er?

Meister Otlin wandte sich wieder der Edelfrau zu. »Sagt, Frau Agnes, habt Ihr mit ihr sprechen können?«

»Ja, wenn auch nur kurz.« Sie hielt seinem Blick stand, was ihr nicht leichtfiel, wie er sofort merkte. »Sie sendet Euch Grüße und Küsse – und Ihr mögt darauf achten, nicht nur kalten Fisch und kaltes Fleisch zu essen, sondern auch warmen Haferbrei.« Sie trat näher zu ihm und sprach leiser. »Und sie bittet Euch, der Amme das Kind anzuvertrauen.«

»Hat man ihr etwas angetan?« Schier brach ihm die Stimme.
»Um Jesu willen, Frau Agnes – so sagt es mir doch!«

»Ihr könnt der Amme und ihrer Familie vertrauen, Meister Otlin.« Die Edelfrau legte ihm die Hand auf den Arm. »Es sind fromme Leute, ich kenne sie gut ...«

»Hat man meiner geliebten Frau etwas angetan, Frau Agnes?« Er wurde lauter, seine Stimme zitterte.

»Sie lebt und ist wohlauf«, wick sie aus. »Mein Gatte hat sich beim Erzbischof für sie verwendet, damit keiner sie anrührt und sie eine Kerkerzelle erhält, in die Sonnenlicht fällt.«

»Gütiger Jesus Christus ...!« Meister Otlin bekreuzigte sich.

»Weil Karfreitag ist, wird der Priester Militsch ihr heute die Beichte abnehmen und die Kommunion spenden. Auch dafür hat mein Peter gesorgt.«

Meister Otlin konnte nicht aufhören, sich zu bekreuzigen.
»Gütiger Vater im Himmel, sei ihr gnädig.«

Agnes drückte stumm seinen Arm und ging dann an ihm vorbei zur Hütte.

»Und wann muss sie vor den Richter?«, rief er ihr nach.

»Schon bald«, sagte sie und verschwand im Halbdunkel der Tür.

Der verzweifelte und entkräftete Mann sank auf den Hackklotz und begann, bitterlich zu weinen.

Inzwischen waren auch die anderen Reiter von ihren Pferden gestiegen. Der Ritter des Erzbischofs, ein großer, noch sehr junger Mann mit langem blondem Haar, und die fünf Kaiserlichen ließen den Bierschlauch kreisen oder packten Würfel aus oder stapften ins Unterholz, um sich zu entleeren. Unweit der Hütte rammte der Knappe mit der Fahnenlanze seine Stange in den Waldboden, und während er an einen Baum pisste, beobachtete er Meister Otlin.

»So viele schöne Frauen in Böhmen«, sagte er. »Und Ihr heult einer gottlosen Hure hinterher? Nicht eine Träne ist sie wert.«

Der Weinende fuhr hoch, langte nach einem Holzscheid und schleuderte es auf den Fahnenträger. Der duckte sich weg, sprang zur Seite, stolperte und schlug lang hin ins Unterholz. Unter dem spöttischen Gelächter der anderen Waffenträger rappelte er sich gleich wieder auf, zog sein Schwert und stapfte fluchend auf den Meister zu.

Den hatten Zorn und Verzweiflung längst überwältigt, sodass er, ohne zu zögern, das Beil aus dem Hackklotz riss und dem anderen entgegenstürmte. Weit kam er nicht, denn jäh sprang ein Dritter ihm in den Weg, packte seine Handgelenke und hielt ihn fest.

»Ruhig Blut, Meister«, sagte der Mann. »Lasst es gut sein.«

Durch den Tränenschleier hindurch blinzelte Meister Otlín in das kantige und verwitterte Gesicht des grauhaarigen Fremden. Es war bleich, seine Wangen wirkten eingefallen, und dunkle Schatten lagen unter seinen schmalen, leicht schräg stehenden Augen. Obwohl seine Lider wie entzündet aussahen – oder rot ge-weint? –, war der Blick seiner eisgrauen Wolfsaugen doch hellwach. Dieser Blick reichte, um Meister Otlíns Zorn zu zügeln und seine Verzweiflung zu dämpfen.

»Nichts ist gut.« Er entwand dem anderen seine Hände, ließ aber das Beil sinken. »Gar nichts.«

»Oh doch – das Kind wird gestillt. Das ist gut.« Wolfsauge nahm ihm das Beil aus der Hand und warf es auf den Holzhaufen. »Ich bin dein Schwiegervater und habe Hunger und Durst.« Er fasste ihn am Oberarm und zog ihn mit sich zur Hütte. »Drunten habe ich Bier und Räucherfisch gesehen. Gib mir davon.«

Während hinter ihm der blonde Schwanenritter seinen Fahnenträger zurechtwies und vor ihm die Edelfrau aus dem Hüt-

tenfenster lehnte und die Männer beobachtete, ließ Meister Otlin sich von dem Älteren und Größeren zur Köhlerhütte führen. Diesen unnachgiebigen Griff am Arm zu spüren und seine kräftige Gestalt neben sich zu wissen, tröstete ihn plötzlich. Wie aufgefangan kam er sich auf einmal vor, wie gehalten. Und nicht mehr ganz so allein.

Der Graubart schob ihn vor sich her in die Hütte, und das Knacken des Feuers, die wohlige Wärme, der leise Gesang der Amme und das Schlucken und Stöhnen des saugenden Kindes umgaben ihn wie eine bergende Decke. Er schnitt ein Stück Brot vom restlichen Laib, legte ein Stück geräucherten Karpfen darauf, holte eine Zwiebel aus dem von der Decke hängenden Netz und legte alles vor den Graubart hin, der bereits neben dem Ofen am Tisch Platz genommen hatte. Dort hockte er lächelnd und betrachtete mit zärtlich-mildem Blick den Säugling.

»Ist sie schon getauft?«, fragte das Wolfsauge. Meister Otlin nickte. »Auf welchen Namen?«

»Marianne.«

»Marianne ...« Beinahe andächtig wiederholte der Graubart den Namen, wobei ihm die Stimme heiser wurde und seine Augen feucht. »So hat mein Weib geheißen. Hat sie sich also noch an den Namen ihrer Mutter erinnert.«

»Oh ja, das hat sie.« Meister Otlin schenkte ihm Dünnbier ein, bevor er sich zu ihm setzte. Eine Weile sah er schweigend zu, wie sein Schwiegervater einen Dolch aus dem Gurt zog, Karpfen und Brot damit zerschnitt und nach einem stummen Tischgebet davon aß.

Seine geliebte Frau hatte ihm so manche Geschichte über ihre Eltern erzählt. Die Mutter und die Geschwister waren an der Pest gestorben, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war, und vom Vater hatten sie die Wirren im Gefolge der Seuche getrennt.

Diesem Mann jetzt so unverhofft gegenüberzusitzen, machte Meister Otlin seltsam scheu, sodass ihm die Worte fehlten. Niemals hätte er es für möglich gehalten, eines Tages seinen Schwiegervater kennenzulernen.

Die Edelfrau Agnes nahm die Holzpuppe, die auf dem Fass neben der Feuerstelle saß, und legte sie in die leere Kinderkrippe. Dann ließ sie sich auf dem Fass nieder, und ihr Blick wanderte zwischen den beiden Männern hin und her. Der Säugling fing wieder an zu quäken, als die junge Amme, ohne ihr leises Lied zu unterbrechen, ihn von der linken Brust nahm und an die rechte legte. Das Kind verstummte sofort und saugte seufzend und gierig grunzend weiter. Der Grauhaarige leerte seinen Bierbecher auf einen Zug und schob ihn über den Tisch zu Meister Otlin.

»Man nennt mich Mathias von Nürnberg. Am Morgen des Tages, an dem ich meine Tochter zuletzt sah, brach ich nach Mailand auf, um dort die Decke der Kathedrale zu bemalen. Es war der Montag nach Ostern anno 1348 gewesen.«

»Sie hat es mir erzählt.« Meister Otlin schenkte ihm Bier nach.

»Und manches mehr wahrscheinlich. Danke!« Der Graubart griff nach dem gefüllten Becher und trank.

»Woher kommt Ihr zuletzt, Meister Mathias, und wie habt Ihr Eure Tochter gefunden?«

»Mit Gottes Hilfe.« Der Graubart knallte den Becher auf den Tisch und schnitt das nächste Stück Fisch ab. »Und weil ich niemals auch nur einen Augenblick daran gezweifelt habe, dass sie noch lebt. Also habe ich sie gesucht, Tag für Tag, mehr als zwanzig Jahre lang. Zuletzt im Königreich Bayern. Von Passau hat ihre Spur nach Amberg geführt und von Amberg nach Prag. Und jetzt, da ich sie endlich gefunden habe, kann ich sie nicht in die Arme schließen, weil sie in Ketten liegt. Und ich kann kein Wiedersehen mit ihr feiern, denn in wenigen Tagen wird sie sterben.«

Die Amme hörte auf zu singen, die Edelfrau Agnes schlug schluchzend die Hände vors Gesicht, und Meister Otlin wich alle Kraft aus den Gliedern. Wie gelähmt vor Erschütterung starrte er den Älteren an. Der kaute und schmatzte und musterte ihn dabei aufmerksam. Der Blick seiner grauen Wolfsaugen war ruhig und zugleich durchdringend. Meister Otlin kam es vor, als wäre seine Miene ein offenes Buch für diesen graubärtigen Mann.

»Ich will von Euch wissen, wie es dazu kam.« Mathias von Nürnberg griff nach dem Becher und spülte den Bissen mit Bier herunter. »Ich will von Euch wissen, warum meine Tochter in Ketten liegt und sterben muss.«

Meister Otlin konnte nicht gleich antworten, denn Trauer und Verzweiflung schnürten ihm die Kehle zu. Auch ergriff ihn Schwindel, sodass er glaubte, Hocker und Boden schwankten unter ihm. Er hielt sich am Tisch fest und atmete tief.

»Ihr antwortet nicht?« Der ruhige Wolfsblick des Graubarts ließ ihn nicht los. »Wenn man dem Tratsch auf dem Marktplatz der Neustadt glauben will, müsste sie vor keinen Richter und keinen Henker treten, wenn sie Euch nicht begegnet wäre, Otlin.«

»Das ist nicht wahr!«, entfuhr es der Edelfrau. »Verlogener Tratsch, weiter nichts!«

Meister Otlin zog den Bierkrug und seinen Becher heran, um sich mit zitternder Hand einzuschenken. Er trank den Becher zur Hälfte leer, stand dann auf und wankte zur Feuerstelle.

»Was sagt Ihr dazu, Otlin?«, sprach ihn sein Schwiegervater von hinten an.

»Frau Agnes hat recht, Meister Mathias.« Meister Otlin legte Holz nach, ging auf die Knie und blies in die Glut. »Das Gegenteil ist richtig: Wäre Eure Tochter mir nicht begegnet, wäre sie längst tot.«

Die Edelfrau nickte heftig, als der Graubart seinen fragenden

Blick auf sie richtete. »Hätte er sie nicht beschützt, hätten grausame Mörder sie schon vor Jahren umgebracht.« Mit einer Kopfbewegung deutete Frau Agnes auf den Säugling. »Und weder Ihr noch wir hätten jemals dieses schöne Kind sehen können.«

»Das stimmt, weiß Gott.« Zurück am Tisch leerte Meister Otlin den Rest seines Bieres. »Reitet nach Prag und fragt Eure Tochter: Sie wird Euch nichts anderes erzählen.«

Der Blick des Malers wanderte zwischen Agnes und Otlin hin und her, bis er misstrauisch nur noch den Baumeister belauerte. »Ich will alles wissen.« Seine Augen waren nun sehr schmal. »Erzählt. Erzählt mir alles.«

Meister Otlin stützte die Ellenbogen auf den Tisch und das Gesicht in die Hände. So saß er eine Zeit lang, rieb sich die Augen und seufzte.

»Die Brücke ist schuld«, sagte er endlich und nahm die Hände vom Gesicht. Er seufzte tiefer und schenkte sich abermals Bier nach. »Oder nein – die Magdalenenflut ist schuld. Ohne das schlimme Hochwasser damals würde die Judithbrücke heute noch stehen, und ich hätte niemals jenen Schwur getan.«

Der Graubart neigte den Kopf zur Schulter und runzelte die Brauen. »Welchen Schwur?«

Erstes Buch

Die Baumeister



1

Schwur



Prag, 3. Februar 1342

Was für eine Nacht! Platzregen, Gewitter und Sturm suchten die Stadt heim, es prasselte, rauschte, trommelte, heulte und pfiß.

Dämonen!, dachte Jan, Dämonen schleudern Feldsteine und Kiesel auf Prag, und die Erzengel halten mit Fanfaren dagegen. Wenn sich so nicht der Weltuntergang anhört, wie dann?

Das Haus bebte, der Bretterschlag vor dem Fenster klappte, Blitze zuckten durch die Nacht, grelles Licht schoss durch Holzfügen und Türritzen und riss für Augenblicke das kahle Mauerwerk der Schlafkammer aus der Dunkelheit. Oben in der Burgkapelle tönte die vom Sturm gebeutelte Glocke, unten am Fluss krachte es wie von Axthieben eines Riesen. Das konnten nur Eisschollen sein, die das Hochwasser gegen die Brücke warf.

Steif und mit geballten Fäusten lag Jan, starrte zum Fenstererschlag hin, lauschte mit klopfendem Herzen und offenem Mund. Hatte er jemals so ein Unwetter erlebt? Jahr für Jahr ging er in seiner Erinnerung durch, bis er sicher war, niemals zuvor während seines zwölfjährigen Lebens Zeuge eines solchen Tosens, Lärmens und Bebens gewesen zu sein, niemals zuvor so viel Angst verspürt zu haben.

Ein paar Wimpernschläge lang ebte das Toben und Brüllen

ab, wie um Luft zu holen für den nächsten Wutausbruch, und in diesen wenigen Augenblicken hörte er hinter sich die Mutter schnarchen, neben sich die Schwester flüstern und draußen das Pfeifen eines Vogels.

Ein Vogel? Er stemmte sich im Strohsack hoch und lauschte mit angehaltenem Atem – wahrhaftig, eine Nachtigall! War es denn möglich, dass trotz des Höllenlärms die Nachtigall sang? Dann ging die Welt vielleicht doch noch nicht unter!

Wieder zuckte ein Blitz, wieder dröhnte der Donner. Der Regen trommelte härter aufs Dach, Sturmböen rüttelten wilder an Bretterverschlag, Haustür, Kapellenglocke und Hoftor, heulten zorniger durch Fugen, Ritzen und den Rauchabzug über der Kochstelle. Einen Atemzug lang übertönten dumpfe Schläge vom Fluss her den wütenden Chor und löschten das Lied der Nachtigall aus. Nicht nur Eisschollen, dachte Jan, die Flut wirft auch Holzstämme gegen die Brücke.

Die Schwester betete lauter, sodass einige Satzketten an sein Ohr drangen – Libussa flehte die Heilige Jungfrau an, den Vater zu beschützen.

Der Vater! Die Angst packte Jan bei der Kehle – der Vater war am Abend nicht aus der Stadt zurückgekehrt. Aus irgendeinem Grund hatte er es nicht mehr herüber auf die Kleinseite geschafft. Vielleicht stand das Hochwasser in der Altstadt schon zu hoch, vielleicht hatten sie die Brücke gesperrt, vielleicht hatte er auch nur in der Schenke wieder einmal zu viel Wein gesoffen.

»Gütiger Heiland im Himmel!« Jetzt drängte das Beten auch aus Jans ängstlichem Herzen und bewegte ihm Zunge und Lippen. »Beschütze uns den Herrn Vater!«

Plötzlich bellte draußen der Hund, und im selben Moment ächzte das Hoftor in den Angeln. Jan und Libussa verstummten, die Mutter hörte auf zu schnarchen, und die Ziegen unten im Stall

begannen zu meckern. Von einem Augenblick auf den anderen riss das Gekläff des Hofhundes ab.

Und dann knarrte die Stalltür.

Jan saß jetzt kerzengerade auf dem Strohsack. War der Vater doch noch zurückgekehrt? So spät? Doch warum ging er in den Stall, statt ins Haus hinaufzukommen? Und warum hatte dann der Hund gekläfft?

Jähes Licht eines Blitzes riss Libussas Gestalt aus der Dunkelheit – mit hochgezogenen Schultern kniete sie auf ihrem Nachtlager und presste eine Decke gegen den Mund. Die Mutter richtete sich auf, und unten im Stall meckerten die Ziegen, als würde ihnen einer an die Gurgel gehen.

»Diebel!« Die Mutter sprang hoch, als hätte sie Feuer gerochen. »Komm schnell ...!«

Was sie ihm sonst noch zurief, verstand Jan nicht, denn Donner und Sturmgeheule übertönten ihr Geschrei. Er sah, wie sie den Mantel umwarf, zur Kochstelle eilte, nach dem Schürhaken langte und zur Treppe hastete.

»Warte, Mutter!« Jan, endlich auch auf den Beinen, riss seine Jacke vom Wandhaken und sprang hinter ihr her die Stiege hinunter. »Geh nicht allein in den Stall!« Zu spät – sie stürzte bereits aus dem Haus, verschwand in Regen und Nacht, und schon hörte er sie draußen gegen den Sturm anbrüllen.

Der peitschte ihm Regen ins Gesicht, als er selbst aus dem Haus stürmte. Sofort fiel sein Blick auf die Umrisse des Hundes: Reglos lag er mitten im Hof, und weil im selben Moment wieder ein Blitz durch den Nachthimmel zuckte, konnte Jan auch den Pfeil erkennen, der aus der Flanke des Tieres ragte. Der Anblick schnürte ihm das Herz zusammen.

»Räuberpack!« Im offenen Hoftor schimpfte die Mutter und

ruderte mit den Armen. »Hol den Sauspieß!«, schrie sie. »Komm schon, komm mit!«

Jan, dem die Tränen in die Augen stiegen, riss sich vom Anblick des geliebten Hundes los und hetzte in den Stall – die Ziegen waren weg! Vor Wut schrie er auf, stürzte zur Rückwand und nahm den Sauspieß von den Haken. Um die Waffe auf Anhieb zu finden, brauchte er kein Licht, denn seit zwei Jahren, seit seinem zehnten Geburtstag, pflegte er dem Vater den Spieß zu tragen, wenn der Erzbischof zur Wildschweinjagd rief.

Zurück im Hof sah er die Schwester durchs Hoftor huschen.

»Bleib hier!«, schrie er. »Einer muss das Haus hüten!« Vielleicht konnte Libussa ihn wegen des Sturms und des Donners nicht hören, vielleicht wollte sie nicht – jedenfalls tauchte sie in die Dunkelheit der Gasse ein und lief hinter der Mutter her.

Jan hetzte ebenfalls auf die Gasse, stieß das Tor hinter sich zu, sah Libussas Umrisse und ihr rotes Haar im Licht des nächsten Blitzes aufscheinen. Er lud den Sauspieß auf die Schulter und rannte hinter ihr her zum Fluss hinunter.

Die Ziegen mussten wieder her! Der Bock, die Geiß, die Lämmer – ohne Ziegen keine Milch, kein Käse, kein Fleisch. Der Dieb musste um jeden Preis aufgehalten werden!

Der Sturm riss an Jans Kleidern und zerwühlte sein Haar – wie warm die Luft war! Warm wie im Frühsommer, und das schon seit Tagen. Darum auch die frühe und rasche Schneeschmelze, darum das Hochwasser und die Eisschollen – überall im Reich seien Flüsse und Bäche über die Ufer getreten, erzählten Heimkehrer aus Österreich, Bayern und der Lausitz.

Er sprang durch Pfützen, rutschte im Schlamm aus und schlug lang hin. Fluchend stand er wieder auf, langte die Waffe aus dem feuchten Dreck, dachte an den toten Hund, schwor sich, dem Dieb den Spieß in den Leib zu rammen. Weiter!

Er hetzte an Hütten, Ställen, Hausburgen und Klostermauern vorbei. Die Schwester konnte er nirgendwo mehr erkennen, dafür eine Schar Mönche mit Fackeln und Laternen, die dicht an die Fassaden gedrängt zur Moldau hinunterhuschten.

»Nimm das hier, Jan Otlín!« Einer, der ihn erkannte, drückte ihm eine Fackel in die Hand. »Deine Mutter ist den Ziegenderben dicht auf den Fersen!« Wussten die frommen Brüder also Bescheid.

»Bleibt in Gottes Namen weg von der Brücke!«, schrie der Mönch ihm hinterher.

Jan bog in die Gasse ein, die zur Judithbrücke und zur Moldau hinunterführte. Wie in einem Bachbett stürzte das Wasser hier bergab. Er rutschte im Schlamm aus, hielt die Fackel über den Kopf, damit sie ihm ja nicht im Sturzbach erlosch, zog sich am Sauspieß wieder hoch und rannte weiter durchs knöchelhohe Wasser. Er keuchte, fluchte und betete.

Endlich, endlich öffnete sich die Gasse zum Fluss hin. Laute Rufe mischten sich in das Sturmgeheul und den Donner, und der nächste Blitz zeichnete die Konturen des Turmes über dem Brückenaufgang in die Nacht.

»Mutter!«, schrie er. »Libussa!«

Leute mit Öllampen und Fackeln liefen vor dem Brückenaufgang zusammen, strömten aus allen Gassen, Höfen und Gärten herbei – Bauern, Mönche, Waffenknechte, Edelmänner, Hirten, Burgwächter und Priester. Zwei trugen ein riesiges Kreuzifix, andere schwenkten Weihrauchfässer und Bilder von Heiligen. Frauen schlepten eine Madonnenstatue zur Brücke und stellten sie am Aufgang in die Wogen, die der Fluss über die Ufer spülte.

Aufgeregtes Stimmengewirr und Gebetsrufe drangen an Jans Ohren, während er durch kniehohes Wasser watete. Wieder und wieder hallte dumpfes Krachen und Poltern durch die Nacht,

wenn die Strömung Eisschollen und Treibgut gegen die Brückentpfeiler warf. Und jedes Mal ging ein Aufschrei durch die betende Menge.

Sie fürchten um die Brücke!, schoss es Jan durch den Kopf. Sie fürchten tatsächlich, die Flut könnte die Brücke einreißen!

Konnte eine steinerne Brücke denn einstürzen? Niemals! Da war Jan sich ganz sicher. Und dennoch – dennoch flogen seine ängstlichen Gedanken wieder zum Vater: Hoffentlich versuchte er nicht, herüberzugelangen! Hoffentlich hatte er genug gesoffen, um den Heimweg zu vergessen! Hoffentlich war er drüben in der Altstadt geblieben!

Ein Lamm irrte blökend durch die Menge und wurde von einer Woge überspült. Im selben Moment, als Jan es sah, erstickte eine regennasse Sturmbö seine Fackel. Auch die Fackeln anderer erloschen in Sturm und Regen, sodass es die Leute zu denen hinzog, die Öllampen und Laternen mitgebracht hatten. Im Schein einer flackernden Lampe beobachtete Jan, wie jemand das Lamm aus dem Wasser hob – Libussa! Durch den Tümpel hindurch sprang er zu der Menschenschar hin, in der er seine Schwester entdeckt hatte.

Und da, neben ihr, die Mutter! Mit dem Schürhaken schlug sie auf einen Mann ein, der den Bock am Strick hielt. Ein Mädchen leuchtete ihr mit seiner Laterne, Männer traten nach dem Ziegen dieb oder schlugen mit Fäusten nach ihm, sodass er zu Boden ging und ins Wasser stürzte.

Doch hatte der Mönch nicht von mehreren Ziegen dieben gesprochen? Und wo waren die Geiß und das zweite Lämmchen?

Die prügelnde Mutter ließ es gut sein, warf Libussa den Halsstrick des Bockes hin und hatte es eilig, sich durch die Menge zur Brücke hinduzudrängen. Ein Waffenknecht mit einem Speiß und ein Mönch mit einem Knüppel wateten ihr hinterher.

Endlich bei der palavernden und wild gestikulierenden Menge angekommen, wollte Jan der Schwester das Lamm abnehmen, doch Libussa deutete aufgeregt zum Brückenaufgang hin.

»Zur Mutter«, schrie sie. »Schnell! Sonst entkommt noch der zweite Hundsfoth mit der Geiß!«

Jans Blick folgte ihrem ausgestreckten Arm und sah einen blonden Mann in dunklem Wams an der Madonna und den Frauen vorbei zum Brückenaufgang hinauffrennen. Er trug das zweite Lamm über der Schulter und prügelte die Ziege mit einem Stecken vor sich her.

»Du mußt der Mutter helfen, ihn zu kriegen!«, brüllte Libussa unter Tränen. »Lauf schon, Jan, lauf!«

Jan überließ ihr Bock und Lamm, stakste durch kniehohe Wasser um die Menschenmenge herum und sprang, als der Hochwasserteich flacher wurde, hinter der Mutter und den beiden Männern her zum Brückenturm. Ein Steinwurf etwa trennte ihn da noch von den dreien, während der Ziegendieb, dreißig Schritte vor ihnen, gerade den Torbogen erreichte.

Ein Wächter trat mit Fackel und Spieß aus dem Turm, ließ jedoch Ziege und Räuber an sich vorbeilaufen, begriff wohl nicht recht, was sich hier abspielte. Die Mutter und die beiden Männer an ihrer Seite dagegen versuchte er aufzuhalten, doch der Waffenknecht stieß ihn einfach zur Seite und rannte mit der Mutter hinter dem Dieb her. Den Mönch bekam der Wächter zu fassen, allerdings nur, weil der sich nicht auf die Brücke wagte und sowieso stehen blieb.

Jan ließ die betenden Frauen mit ihrer Statue hinter sich, gelangte endlich auf noch nicht überflutetes Pflaster und rannte die letzten Schritte des Brückenaufgangs hinauf.

»Bloß nicht auf die Brücke, Otlin!«, hörte er eine der Frauen rufen.

»Hiergeblieben, Bürschchen!« Mit ausgebreiteten Armen stellte sich ihm der Torwächter in den Weg. »Die Brücke ist gesperrt!« Jan schlug einen Haken, duckte sich, riss dem überraschten Mann die Fackel aus der Hand und rannte unter dem Torbogen des Turmes hindurch.

»Willst du denn schon sterben, Jan Otlin, du Narr?«, hörte er den Mönch schreien, während dicht hinter ihm die Schritte des Turmwächters aufs nasse Brückenpflaster klatschten. Jan rannte, was er konnte, der Herzschlag pochte ihm in den Ohren.

Ein Dutzend Ruten weit blieb ihm der Wächter dicht auf den Fersen und forderte ihn unter Flüchen auf, stehen zu bleiben und sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Doch der Zwölfjährige war schneller, und endlich blieben die keuchenden Atemzüge des Verfolgers zurück.

Jan hob den Sauspieß auf die andere Schulter, wobei er langsamer machte, um ein paar Atemzüge lang zu verschnaufen. Von links peitschte ihm der Sturm Regen ins Gesicht, rechts rauschten und tobten die Fluten des reißenden Flusses, und unentwegt krachte es gegen die Brückenpfeiler. Einmal glaubte er sogar zu spüren, wie die Brücke unter dem Anprall des Treibgutes erbebt.

»Mutter«, stöhnte er und rannte wieder schneller, dabei schlug ihm das Herz jetzt schon bis zum Hals. »Gott, steh uns bei!«

Trotz des höllischen Lärms hörte er irgendwo vor sich Geschrei aus der Dunkelheit über der Brücke, und als der nächste Blitz den nächtlichen Himmel entflammte, erkannte Jan die Silhouetten der Mutter und des Waffenknechtes – und die des Ziegentiebes.

Hatten sie den Galgenstrick erwischt? Kämpften sie mit ihm? Beim nächsten Wimpernschlag verhüllte ihm wieder finsterste

Nacht, was dort – dreißig oder vierzig Schritte vor ihm – geschah; auch die Ziegen hatte er nicht erkennen können.

Der Donner rollte dröhnend über den Himmel, es hörte sich an, als würden dämonische Titanen einen ganzen Steinbruch zertrümmern und den zersplitternden Fels auf Stadt, Brücke und Fluss hinabschleudern. Panik drohte Jan zu lähmen, doch die Angst um die Mutter setzte sich durch und trieb ihn weiter voran. Mit der Linken umklammerte er den Stiel des Sauspießes auf seiner Schulter, mit der Rechten hielt er die Fackel neben sich auf Hüfthöhe, damit keine Sturmbö ihm die Flamme löschte.

Wie im Licht einer jäh aufgehenden Sonne erstrahlten plötzlich der Horizont, die Brückenzinnen, die Silhouette der Stadt, der wild gurgelnde Fluss – und auf seinen schäumenden Wogen ein wahres Gebirge aus Eisschollen, Tierkadavern, Unrat und entwurzelten Bäumen.

Jan stockte der Atem, starr vor Schrecken hielt er an. Und ehe er begriff, was geschah, bebte die Brücke unter einer gewaltigen Erschütterung, schwankte, dass es ihn von den Beinen riss. Hart schlug er auf dem Brückenpflaster auf, verlor Sauspieß und Fackel. Er wagte nicht zu atmen, versuchte, sich im Steinpflaster festzukrallen. Doch das wollte ihm nicht gelingen, denn die steinerne Brückenbahn schien auf einmal Wellen zu schlagen und wogte, als würde sie sich verflüssigen. Todesangst schnürte Jan die Kehle zu.

In den Höllenlärm mischten sich nun Schreie, Glockengeläut, Gemecker und das Stapfen schneller Schritte. Jan hob den Kopf, griff nach der nur noch schwach glimmenden Fackel, riss sie hoch und tastete nach dem Sauspieß.

Jämmerlich blökend hoppelte das Lamm vorüber, und gleich darauf rannte mit raschem Schritt ein blonder Mann heran – der

Ziegenräuber! Jan sprang auf, brüllte und stieß mit aller Kraft, zu der er noch fähig war, mit der Waffe nach ihm.

Der andere war viel zu überrascht, um an Gegenwehr auch nur zu denken. Mit aufgerissenen Augen starrte er auf die Wunde herab, die zwischen zwei Rippenbögen klaffte und Blut aus seinem Körper spie. Auch Jan glotzte darauf, doch ehe er sich entschließen konnte, ein zweites Mal zuzustoßen, machte der Dieb kehrt und hastete davon. Die meckernde Geiß galoppierte in entgegengesetzter Richtung an dem Jungen vorüber.

»Mutter«, flüsterte Jan. »Mutter, wo bist du?!«, brüllte er. Die wieder aufgeflamnte Fackel vor sich ausgestreckt, stolperte er in die Richtung, in die der Dieb verschwunden war.

Ein zweiter Mann wankte ihm entgegen, der Waffenknecht – aschfahl und mit blutendem Gesicht sah er aus wie der Tod.

»Wo ist meine Mutter?!«, schrie Jan ihn an, doch stumm taumelte der Entsetzte gegen die Brüstung und tastete sich an ihr entlang in die Dunkelheit und der Kleinseite entgegen.

»Gütiger Gott!« Brüllend stürzte Jan weiter der Altstadt entgegen. »Gütiger Gott, behüte die Mutter!« Er stolperte über Trümmer, immer weiter voran. »Allmächtiger Gott, rette mir die Mutter!«

Er strauchelte erneut, diesmal über den Speiß des Waffenknechtes. Wasser rauschte irgendwo vor ihm, während er auf allen vieren durch Pfützen und Geröll kroch. »Vater, Sohn und Heiliger Geist – rette mir die Mutter, und mein Leben gehört dir auf ewig!«

Plötzlich griff er ins Leere und schlug mit der Brust auf dem Pflaster auf. Er ließ den Sauspieß los, streckte die Linke nach vorn – kein Pflaster mehr, nichts als Leere und unter der Leere ein Rauschen und Brausen und Krachen.

Ein Blitz zuckte und noch einer, gleißendes Licht spiegelte sich in den gurgelnden Fluten, die sich zwischen Jan und einem

aus der reißenden Strömung ragenden Brückenpfeiler nach Norden wälzten. Auf einer Länge von mehr als zehn Ruten war die Judithbrücke eingestürzt.

»Rette mir die Mutter, heiliger Jesus Christus!« Jan streckte die Fackel über den Rand des abgebrochenen Brückenweges, und da hing sie – vier oder fünf Ellen unter ihm klammerte sie sich an den zerklüfteten Resten des Brückenpfeilers fest, während das schäumende Wasser, in dem sie bis unter die Achseln steckte, sie umtoste, an ihr zerrte, sie überspülte.

Wieder dröhnte, krachte und knallte es, als wollte die Welt zerbersten, und die Brücke erbebte unter dem nächsten Anprall von Treibholz und Eismassen. Das Splintern und Scharren, das dem Krachen und Beben folgte, trieb Jan einen kalten Schauer nach dem anderen durch die Glieder.

Er fuhr herum, denn diesmal toste der Höllenlärm hinter ihm. Der nächste Blitz enthüllte ihm die entsetzliche Wahrheit: Keine zwanzig Schritte entfernt hatte die reißende Strömung eine zweite Bresche ins Bauwerk geschlagen. Die gepflasterte Brückenhahn hinter Jahn neigte sich bereits zu den brausenden Wogen hin.

Aus und vorbei, dachte er, die Mutter und ich sind verloren. Doch statt sich seinem Schicksal zu ergeben, brüllte er dem Unabwendbaren sein Gebet entgegen: »Rette uns, o Gott!« Zugleich langte er hinter sich und zog den Speiß heran, den der Waffenknecht zurückgelassen hatte, denn der war dreimal so lang wie Jans Sauspieß. »Ich flehe dich an, heiliger Jesus, errette uns!« Er schob die lange Waffe über den Bruchrand und mit der Klinge voran zur Mutter hinunter. »Wenn du uns rettetest, Allmächtiger, dann baue ich dir eine neue Brücke, das schwöre ich dir! Das schwöre ich dir bei meinem Leben und beim Leben meiner Mutter!«

2

Fremde



Gmünd, Spätsommer 1356

Der Bischof und zwei Priester wandelten gemessenen Schrittes durch den Chorraum. Ihre farbenprächtigen Messgewänder waren schön anzusehen, und ihr dreistimmiger Psalm hallte feierlich durch den Kirchenneubau. Bei jedem Schritt stieß der Bischof seinen Bischofsstab in Geröll, Holzspäne und getrockneten Mörtel, während er segnend Kreuze vor Wänden, Säulen, Fensteröffnungen und unvollendeten Skulpturen schlug. Einer der Priester schwenkte ein Weihrauchfass, der andere tauchte wieder und wieder ein Bündel aus getrockneten Birkenzweigen in einen silbernen Henkeltopf und bespritzte das Gemäuer und die Bildwerke des Chores mit Weihwasser.

Eine schöne, eine ergreifende Zeremonie, die selbst dem eher kühlen Rudolph Tränen der Rührung in die Augen trieb. Immerhin hatte auch er wie die meisten hier die letzten fünf Jahre seines Lebens sechs Tage in der Woche von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang am Chor der Heilig-Kreuz-Kirche von Gmünd mitgebaut. Und wie sie geschuftet hatten!

Warum aber wartete der Bischof mit der Weihe nicht, bis der Chor vollendet war? Warum zog er sie vor? Nicht, dass Rudolph oder irgendjemand sonst sich über den unverhofften freien Ar-

beitstag mitten in der Woche beklagt hätte, aber seltsam fand der Straßburger Steinmetz es doch.

Rudolph wusste, dass der Rohbau des Chores frühestens am Tag des heiligen Nikolaus fertig werden würde; die meisten der andächtig lauschenden und schauenden Bauleute hier wussten es. Sogar die Kinder und Dorftrottel von Gmünd wussten es, denn es war nicht zu übersehen: Gerüste umgaben noch die vorderen Säulen, den Wächter- und Frauenstatuen an der Skulptur des Heiligen Grabes in der Scheitelkapelle fehlten die Gesichter, und hoch über den Köpfen der Andächtigen hingen noch Schalungsbretter in den Kreuzrippengewölben. Und ob der Nürnberger Glasermeister die bestellten Fenster wirklich bis zum Osterfest liefern würde, konnte nicht einmal der Baumeister Heinrich sagen.

Doch trotz des unvollendeten Werkes hatte der Bischof darauf bestanden, den Chorraum der neuen Heilig-Kreuz-Kirche bereits heute zu weihen, und zwar höchstpersönlich. Warum? Keiner, dem Rudolph diese Frage gestellt hatte, kannte eine Antwort darauf. Auch Meister Heinrich und seine Söhne nicht.

Der junge Steinmetz und Bildhauer Rudolph von Straßburg hegte allerdings einen Verdacht. Er vermutete, dass die ungewöhnliche Eile des Bischofs mit den drei Fremden zu tun hatte, die ganz vorn in der ersten Reihe beim Grafen, dem Burgvogt und der Familie des Baumeisters standen. Einer war ohne Zweifel ein Ritter, denn er trug Helm, Schwert, Kettenhemd und einen prachtvollen Wappenrock. Allerdings konnte Rudolph das Wappen – einen rot-weiß karierten Adler mit Krone und ausgebreiteten Schwingen – keinem Fürstentum und keiner Grafschaft zuordnen. Das ärgerte ihn, denn er glaubte, die halbe Welt zu kennen; oder jedenfalls das halbe Heilige Römische Reich deutscher Nation.

Der zweite Fremde war ein Kleriker und kein geringer, das

schien Rudolph auf der Hand zu liegen, auch wenn der Mann einen staubigen Wollmantel und einen alten Hut trug. Die schwarzeidene Soutane unter dem groben Mantel jedoch verriet den geistlichen Herrn; und das schwere silberne Kreuz auf der Brust sowieso.

Der Mann zwischen den beiden, der dritte Fremde, ließ sich beim besten Willen keinem Stand zuordnen. Dieser Herr war kleiner als die anderen beiden und trug weder Schwert noch Wappemantel, weder Hut noch Kreuz, war weder elegant noch schäbig gekleidet. Wegen seines langen schwarzen Haupthaars und des dunklen Bartes hielt Rudolph ihn für höchstens vierzig Jahre alt, seiner erschöpften und kränklichen Züge wegen für mindestens fünfzig.

Ein Pole? Oder ein Lette? Hatten die nicht auch diese hochstehenden Wangenknochen, diese runden Gesichter und stumpfen Nasen?

Unauffällig kam dieser fremde Mann dem jungen Bildhauer vor, unauffälliger noch als die anderen beiden. Allerdings hatte er sich nach seiner Ankunft mit einer Selbstverständlichkeit durch den Kirchenneubau bewegt, wie Rudolph sie nur von Edelleuten kannte. Als würde ihm die Kirche gehören, als wäre sie sein Eigentum und ganz Gmünd gleich dazu.

Im Durchgang zum Chor hatten sich an die hundert Männer, Frauen und Kinder versammelt – neben Mitgliedern des Magistrats vor allem Bauleute und ihre Familien. Die Frau, die seine Blicke von Anfang an gesucht hatten, die schwarzhaarige Druda, entdeckte Rudolph leider nicht in der Menge.

In den ersten beiden Reihen knieten die Leute bereits nieder und bekreuzigten sich. Ein großer schwarzer Hund stieß einem der Knienden winselnd die Schnauze in den Hals. Pollux hieß das Tier, und der Kniende, sein Herr, war Peter von Gmünd; oder

Peter Parler, wie er sich selbst nannte. Er war einer der beiden Söhne des Baumeisters Heinrich, und den Hund, also den Pollux, mochte Rudolph ganz gern.

Hinter einer Halbwüchsigen drängte eine Kinderschar durchs Nordportal in den Neubau. Das junge Mädchen schaffte es nur drei Schritte weit in die Hallenkirche hinein, denn es zog ein störrisches Mutterschaf an einer Leine hinter sich her. Zwei Lämmlein hoppelten zwischen den Säulen herum, ein Kater lauerte den Spatzen auf, die sich vor dem Seitenaltar des Täufers um ein Stück Brot stritten, und noch immer huschten Gmünder in die Kirche und stellten sich zu den Schauenden und Lauschenden, um endlich einmal wieder den Bischof zu sehen. Dessen Weg führte nur selten von Augsburg herauf nach Gmünd, und dass er bereits heute Mittag den Chor weihen würde, war erst nach und nach in die Häuser, Hütten und Höfe der Stadt durchgedrungen.

Rudolph selbst stand in der letzten Reihe und dort auf den Stufen zum Chor, und zwar ganz außen nahe der Südsäule und rechts des Zimmermannsmeisters und seiner Gesellen. Die etwa vierzigjährige Frau, die sich plötzlich zwischen ihn und die Säule drängte, roch nach einem blumigen Duftwasser, wie er feststellte, als sie sich an sein Ohr beugte.

»Hast du die drei Fremden da vorn bei Meister Heinrich gesehen, Rudo?«, flüsterte sie. Er nickte stumm, und sie machte eine wichtige Miene und fuhr so leise flüsternd fort, dass er sich beinahe an sie lehnen musste, um ihre Worte zu verstehen: »Ich habe diese Männer schon heute Nacht gesehen.«

Der dreistimmige Psalmengesang verklang nach und nach und verstummte schließlich. Der Bischof kündigte ein Gebet an, und nun knieten auch die in den hinteren Reihen nieder und bekreuzigten sich, auch Rudolph von Straßburg und Ricarda Scorpio; so hieß die hochgewachsene, schwarzhaarige Frau, die be-

hauptete, die Fremden bereits in der Nacht gesehen zu haben. Sie war eine Heilerin und Sterndeuterin.

Rudolph schaute sie staunend an, denn die drei Unbekannten vorn in der ersten Reihe waren erst am Vormittag in Gmünd eingetroffen, das hatte er mit eigenen Augen gesehen. Deswegen hatte der Bischof ja so spät mit der Weihe begonnen, weil er auf sie gewartet hatte.

Ricarda guckte wie eine, die ein bedeutendes Ereignis anzukünden hatte, eine Fürstenhochzeit, ein Himmelszeichen oder einen Krieg. Mit geheimnisvoller Miene beugte sie sich erneut an sein Ohr. »Ich habe diese Männer in deinem Horoskop gesehen. Komm zu mir, sobald das hier vorbei ist.«

Rudolph spürte, wie sein Herz von einem Augenblick auf den anderen schneller schlug. Er schloss die Augen und tat, als würde er in fromme Andacht versinken. Seinetwegen waren die Fremden nach Gmünd gekommen? Konnte das wahr sein?

Unsinn, dachte er, die Sterndeuterin berauscht sich an ihren eigenen Fantastereien.

Er öffnete die Augen wieder, beugte sich ein wenig zur Seite und blinzelte an Köpfen und Schultern vorüber zu den Fremden in der ersten Reihe. Der mittlere, der mit dem langen schwarzen Haar, hatte sich auf den Knien aufgerichtet und den Kopf in den Nacken gelegt, sodass Rudolph seine geschlossenen Lider sehen konnte und die stummen Bewegungen seiner Lippen.

Warum sollten Männer wie dieser da seinetwegen nach Gmünd heraufreiten? Er mochte es nicht glauben, denn was hatte er mit diesen Unbekannten zu schaffen! Doch nun war seine Neugier geweckt, und er wollte unbedingt erfahren, wer die drei Männer waren und wie sie hießen.

Der Bischof sang den Schlussegen, sang das Amen, und während das hundertfache Echo noch durch die Kirchenhalle schallte,

erhoben sich alle. Ricarda wandte sich zum Gehen und forderte Rudolph mit herrischem Blick auf, ihr zu folgen. Sie hatte ein langes, scharf geschnittenes Gesicht und dunkelbraune Augen. Eine schwarze Robe und ein gelber Überwurf verhüllten ihre schlanke, geradezu dürre Gestalt, und auf ihrem zu einem hochgetürmten Zopf geflochtenen Haar saß ein hoher gelber Hut.

Der blonde Steinmetz nickte nur, blieb jedoch stehen, nachdem die ungewöhnliche Frau davongerauscht war. Es musste nicht jeder sehen, dass er hinter ihr herlief, sonst würden die Gmünder sich bald auch über ihn die Mäuler zerreißen. Ricarda Scorpio, die im Ruf stand, eine erfahrene Heilerin und Astrologin und zudem edler Abstammung zu sein, reiste nämlich nicht allein.

Vor drei Tagen war sie zusammen mit sechs Hübschlerinnen nach Gmünd gekommen, jungen Frauen mit fahlgelben Bändern an den Knöcheln und roten Kappen. Aus Metz, wie man sich hinter vorgehaltener Hand erzählte, vom Reichstag, und man wisse ja, welches Gewerbe Frauen trieben, die ohne Männer reisten und gelbe Bänder und rote Hüte trugen. Dabei reisten sie gar nicht ohne Männer, jedenfalls nicht ganz: Ein dicker Hüne in Mönchskutte hatte ihnen Wagen und Gespann von Metz über den Rhein und bis nach Gmünd heraufgelenkt. Jedenfalls erzählten sich das die Leute auf dem Marktplatz. Und angeblich konnte oder wollte dieser Begleiter nicht sprechen.

Ricarda und ihre Frauen waren im *Goldenen Auerhahn* abgestiegen, einem großen Gasthof neben dem Tor in der östlichen Stadtmauer. Und als Rudolph am zweiten Tag dorthin ging, um sich in seinem Herzenskummer trösten zu lassen – die Frau, die er begehrte, war verheiratet –, traf er dort den Zimmermannsmeister, den Schmiedegesellen, drei Steinmetze, einen Priester und einen Ratsherrn.

Wirklichen Trost fand er nicht in den Armen seiner Hure, aber dafür ein offenes Ohr bei der Frauenwirtin. Wegen seiner Liebessnot hatte Ricarda ihm angeboten, sein Horoskop zu berechnen, und er hatte ihr erzählt, was sie zu diesem Zweck von ihm wissen musste.

Rudolph wartete also, bis Ricarda den Kirchenkeubau verlassen hatte. Peter Parler und sein Bruder Michael nickten ihm grüßend zu, als sie mit einigen Maurern und Mörtelmischern ebenfalls dem Nordausgang zustrebten. Der große Pollux trottete zu Rudolph und leckte ihm die Hand, bevor er seinem Herrn nach draußen und in die Bauhütte auf dem Kirchplatz folgte.

Erst als das Volk von Gmünd den Bischof umringte, wandte sich auch Rudolph zum Gehen. Anders als die meisten Leute verlangte es ihn nicht danach, des Bischofs Ring zu küssen und die segnende Bischofshand auf seinem Kopf zu fühlen. Alle anderen jedoch erheischten Blick und Berührung des Augsburger Oberhirten, und keiner achtete auf den jungen Steinmetzen.

Während er ohne Eile zum Portal ging, kamen mit dem Grafen, dem Burgvogt und ihrem Gefolge auch die drei Fremden an Meister Heinrichs Seite aus dem Chor, schritten durch die Kirchenhalle und bewunderten Fenster, Säulen, Gewölbe und Heiligenstatuen. Vor allem der unauffällige Mann mit dem langen schwarzen Haar war voll des Lobes.

»Eine herrliche Fügung aus Bögen, Pfeilern und Gewölben habt Ihr hier erschaffen, Meister Heinrich!«, hörte Rudolph ihn im Vorübergehen rufen. »Aus Stein habt Ihr einen wahren Lobpreis Gottes errichtet! Sehr gute Arbeit.« Der Mann sprach Niederdeutsch mit lateinischen Brocken, und das in einem Akzent, den Rudolph aus seiner Heimat, dem Königreich Frankreich, kannte. »Doch am besten gelungen ist Euch der herrliche Chor! Für dieses Kunstwerk kann man Euch nicht genug danken.«

»Nicht mir gebühren Lohn und Dank!« Abwehrend streckte Meister Heinrich die Hände aus. »Der Entwurf geht auf meinen ältesten Sohn zurück, und die Wächter am Grab des Herrn, die Euch so gefallen haben, hat ebenfalls Peter Parler gemacht.«

Rudolphs Schritt stockte, und ein Stich ging ihm durch die Brust, denn den mittleren der Wächter hatte ganz allein er aus dem Stein gehauen; wenn auch nach einem Entwurf des Parler-Sohnes.

»Dieser noch so junge Mensch kann bereits derart herrliche Bildwerke erschaffen?!«, entfuhr es dem geistlichen Herrn mit dem großen Silberkreuz auf der Brust. »Der zählt doch sicher kaum dreißig Jahre!«

»Mein Peter ist dreiundzwanzig Jahre alt, Herr Medikus.«

Mehr konnte Rudolph nicht hören – mehr wollte er nicht hören! –, denn er eilte eben durch das Portal, um die Kirche hinter sich zu lassen.

»Ist der Große mit dem Schwert der Fürst?« Die Halbwüchsige mit dem Mutterschaf an der Leine versperrte ihm den Weg. »Oder ist's der mit dem Kreuz?«

»Fürst?« Rudolph blieb stehen und sah ihr mürrisch ins runde Gesicht. »Von welchem Fürsten schwatzt du da?«

»Weiß ich's?« Das Mädchen zuckte mit den Schultern. »Ich hörte nur, dass einer der deutschen Fürsten nach dem Reichstag zu Metz aus dem Königreich Frankreich zu uns ins Schwäbische heraufgezogen ist. Ein mächtiger, wie es heißt, ein berühmter. Ich komme, um ihn anzuschauen, welcher ist's denn?«

»So?« Rudolph wandte den Kopf und spähte zurück. »Der mit dem Kreuz auf der Brust muss wohl ein Medikus sein. Doch einen Fürsten sehe ich nicht.«

Die Fremden bewunderten inzwischen den Johannes-Altar, und Meister Heinrich machte sie auf kunstvolle Einzelheiten auf-

merksam, wobei er wahrscheinlich wieder von seinem ältesten Sohn schwärmte. Dass er, Rudolph von Straßburg, Bart und Umhang des Täufers gemeißelt hatte, würde der Meister vermutlich nicht einmal andeuten.

»Da bist du wohl einem Ammenmärchen aufgefressen«, sagte er unwirsch. »Ich jedenfalls weiß nichts von einem berühmten Fürsten, der durch Schwaben ziehen soll. Was hätte so ein edler Herr schon in Gmünd verloren?«

Er ließ das Mädchen stehen und eilte an der Bauhütte vorüber zum Marktweg. Ein Fürst hier in Gmünd? Das hätte er doch erfahren! Ein mächtiger noch dazu? Dann würden sie doch in allen Gassen und an allen Marktständen davon schwatzen!

Sein Schritt stockte, und er schabte sich nachdenklich die blonden Bartstoppeln. Was aber, wenn nun wirklich ein Fürst unter den drei Fremden war, womöglich einer, der einen Steinmetz für seine geplante Kathedrale suchte? Und was, wenn Ricarda die drei tatsächlich in seinem Horoskop gesehen hatte?

Ein Ruck ging durch Rudolphs bullige Gestalt, und er lief los. Das Herz schlug ihm plötzlich höher, und er konnte es kaum erwarten, der Sterndeuterin gegenüberzustehen.